

Triumph des Herzens

LEIDEN, DAS ZUM SEGEN WIRD

PDF - Familie Mariens

21. Jg. (II) 2013

Nr. 117

Leiden im Liebesplan Gottes

Jeder Mensch, vom Kind bis zum Greis, ob gläubig oder ungläubig, kennt Leiden. Doch wie schwer fällt es uns, mit dem Leiden in rechter Weise umzugehen! Wenn wir von Katastrophen oder Kriegen hören, von Holocaust, Hunger und Seuchen, dann steigt nicht selten die Frage auf: „Wie kann Gott so etwas zulassen!“ Eigentlich kann nur der Christ die Frage nach der Ursache und dem Sinn des Leidens beantworten. Denn im Blick auf Christus am Kreuz weiß der Gläubige: der göttliche Erlöser hat alle Leiden der ganzen Schöpfung umfassen, in Sich hineingenommen und durch Seine Liebe geheiligt. Deshalb kommt mit dem Leiden immer auch Christus und Seine Liebe zu mir. Dieses Wissen lässt den Christen ganz anders leiden als einen Ungläubigen.

Da das Wesen Gottes die Liebe ist, könnte Er nie wollen, dass Seine Geschöpfe leiden. Das würde Seinem Wesen völlig widersprechen. Jeder liebende Vater weiß das. Leiden und Tod haben also ihren Ursprung ganz und gar nicht in Gott, sondern allein in der freien Abkehr des Geschöpfes von Gott, seinem Schöpfer, der Quelle seines einzigen Glückes. Durch die Abkehr von Gott stürzt sich der Mensch in unzählige Schmerzen und abgründige Leiden, deren letzte Konsequenz der Tod ist. Da wir nun eine einzige große Menschheitsfamilie sind, miteinander verbunden, füreinander verantwortlich und voneinander abhängig, tragen oft Unschuldige die Folgen sündhafter Entscheidungen anderer, wie etwa ein Kind, das abgetrieben wurde. Oder denken wir an eine hl. Edith Stein, die zu ihrer Schwester Rosa sagte, als die Gestapo sie abholte: „Komm, wir gehen für unser Volk!“

Durch Seine unendliche Liebe hat Jesus das an und für sich wertlose Leiden unendlich wertvoll und kostbar gemacht. Er hat es vergöttlicht, ihm verwandelnde Kraft gegeben, ja zur Quelle der Gnade und des Segens werden lassen. Er machte aus Seinem Leiden, Kreuz und Tod einen Beweis

Seiner Liebe. Das Kreuz wird zum Zeichen größter Liebe - Liebe bis zum Äußersten. „Wenn ich über die Erde erhöht bin, werde ich alle zu mir ziehen.“ (Joh 12,32) Damit wollte Jesus sagen: Als Gekreuzigter Gottmensch werde Ich alles verwandeln. Das ist die Erlösung! Damit ändert sich alles.

Nun geschieht aber etwas Wunderbares: Der erlöste Mensch darf sogar an dieser Erlösung und Rettung anderer mitwirken. Als Erste von allen schenkte Jesus diese miterlösende Gnade Seiner Mutter, die, wie der sel. Papst Johannes Paul II. sagte, „an allen Leiden ihres gekreuzigten Sohnes Anteil hatte“. Die Immaculata hat durch ihre Makellosigkeit und Gnadenfülle in derart hohem Maße das Leiden ihres Sohnes für die Erlösung der Welt mitgetragen, dass Johannes Paul II. nicht zögerte, sie „Miterlöserin“ zu nennen. Diese Gnade, sein Leiden vereint mit Christus miterlösend aufzuopfern, möchte Gott allen Menschen schenken. Da der Mensch nicht für das Leiden erschaffen ist, lehnt er sich natürlicherweise dagegen auf. Er bedarf des Gebetes, das die Seele öffnet und befähigt, das Leiden in Liebe anzunehmen, vereint mit Jesus zu tragen und es Gott für die Bekehrung anderer aufzuopfern. Das muss man nicht immer spüren, sondern es genügt ein aufrichtiger Willensakt. Dann ist das Leiden plötzlich nicht mehr etwas, was uns von Gott trennt, sondern ein kostbares Geschenk, das uns vergöttlicht, d. h. uns unmittelbar und tief mit Gott vereint. Aus dieser Vereinigung mit Gott brechen sogar im Leiden Trost und Freude auf. Durch die Vereinigung mit Christus erlebt jeder Leidende, was der hl. Paulus in seinem Brief an die Galater schrieb: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir!“ (Gal 2,20) Das heißt auch: „Nicht mehr ich leide, sondern Christus leidet in mir.“ Dann hat das Leiden erlösende Kraft und wird zum Segen für dich und für andere.

Die hl. Matrona

71 Jahre lang betete und litt die hl. Matrona (1881-1952) für ihr Volk. Einer Feuersäule gleich bewahrte die russisch-orthodoxe Sühneseele inmitten grausamster Christenverfolgung von Seiten der Kommunisten ebenso wie von dämonischen Mächten einen unerschütterlichen Glauben an die Liebe Gottes. Tausenden Hilfesuchenden erteilte sie Rat, heilte Kranke, befreite von Dämonen Gequälte und sprach über zukünftige Dinge, als lese sie in einem offenen Buch.

Matrona Dmitrijewna Nikonowa wurde 1881 in dem kleinen Dorf Sebino 280 km südlich von Moskau in einer armen Bauernfamilie als viertes Kind geboren. Ihre Mutter Natalja hatte noch vor der Geburt einen prophetischen Traum, in dem sie erlebte, wie sich ein weißer Vogel mit menschlichem Gesicht, aber geschlossenen Augen auf ihrer Hand niederließ. Als dann ihr Töchterchen blind, ja sogar ohne Augen mit geschlossenen Lidern geboren wurde, verstand sie die Symbolik dieses Traumgesichtes. Trotz ihrer Armut gaben sie daraufhin das behinderte Kind nicht wie in dieser Zeit üblich in ein Kinderheim, sondern umsorgten es mit viel Liebe. Bald schon bemerkten die Eltern, wie gerne ihre Kleine betete, und obwohl sie ja vollkommen blind war, sprach sie mit den Ikonen, als stünden

die Heiligen und die Gottesmutter lebendig vor ihr. Gerne ging Matrona mit ihren Eltern zur Liturgie in die nahe gelegene Kirche, wo sie gleich links am Eingang in der Ecke ihren Stammplatz hatte. Dort stand sie oft unbeweglich wie eine Säule viele Stunden lang und sang zum Staunen aller mit dem Chor die liturgischen Gesänge auswendig mit.

Die Kinder im Dorf hatten leider nicht die feinfühligkeit Art ihrer Eltern. Gerne hätte Matrona mit ihnen gespielt, doch sie machten sich über sie lustig, schlugen das wehrlose Kind mit Brennesseln oder setzten sie in eine Grube, um zu beobachten, wie es ihr gelingen würde, mit Mühe herauszukriechen. Dann lachten sie sie aus und behandelten sie so schlecht, dass sie sich von ihnen zurückzog und allein zu Hause spielte.

Gelähmt und blind, war sie ganz von Gott abhängig und den Menschen völlig ausgeliefert. Doch gerade diese äußerste Hilflosigkeit erduldet sie mit so großer Liebe, dass sie zur geistigen Mutter für ihr Volk wurde. Ähnlich wie ihre heiligmäßige russische Zeitgenössin Makaria, über die wir im Triumph des Herzens Nr. 111 berichtet haben, lebte auch die hl. Matrona in äußerster Armut, oft sogar im Elend. Doch ihre Leiden, die sie in heroischer Ergebenheit trug, wurden nicht nur für die vielen Besucher, die sie damals empfing, zur Gnadenquelle, sondern auch bis in die heutige Zeit hinein für die Tausenden Gläubigen, die täglich an ihr Grab kommen, um der Heiligen ihre Nöte anzuvertrauen.

Außergewöhnliches Leiden - außergewöhnliche Gaben

Zur Blindheit kam nun noch die Einsamkeit. Doch Gott belohnte Matrona schon als Kind mit außergewöhnlichen Gnaden. Als eines Tages Mutter Natalja ihre sechsjährige Tochter rügte: „*Weshalb hast du dein Taufkreuz abgelegt?*“, öffnete die Kleine ihr Hemdchen mit den Worten: „*Aber Mama, ich habe doch mein Kreuz hier auf der Brust!*“ Was die Mutter nicht verstehen konnte, erzählte Matrona später einer Vertrauten. Einmal war ein alter Mann zu ihnen in die kleine Hütte gekommen und hatte um etwas zu trinken gebeten. Sie reichte ihm einen Holznapf mit Wasser. Er trank, gab den Napf zurück und klopfte mit der Hand leicht an ihre Brust. An dieser Stelle prägte sich dann ein Kreuz ein, das man noch 1998 bei der Hebung der Reliquien als Wölbung am Brustkorb feststellen konnte. Matrona versicherte, dass sie damals der hl. Nikolaus besucht hatte.

Im Alter von acht Jahren begann das blinde Mädchen über Dinge zu sprechen, die sie unmöglich wissen konnte. Anfangs lachte man sie aus, doch als immer mehr alles so eintraf, wie das Kind es vorausgesagt hatte, kamen die Menschen von nah und fern, um es um Rat zu fragen.

Gott schenkte der kleinen großen Beterin und Dulderin nun auch die Gabe der Heilung, der Bilokation, des Wunderwirkens, der Unterscheidung der Geister, der Befreiung von Dämonen, aber vor allem die Gabe der Liebe zu jedem Menschen, der im Laufe ihres Lebens zu ihr kam.

Nicht jeder meinte es gut mit ihr. So geschah es, dass sich in ihrem 17. Lebensjahr nach der Hl. Kommunion eine Frau näherte, von der sie wusste, dass sie ihr äußerst feindselig gesinnt war. „*Ich bin ihr nicht aus dem Weg gegangen*“, erzählte Matrona, „*denn ich wusste, es war der Wille Gottes, dass ich diese Verwünschung auf mich nehme.*“

Von diesem Tag an konnte Matrona nicht mehr gehen, da ihre Beine gekrümmt blieben. Weil sie selbst dies und viele andere dämonische Bedrängnisse mit Geduld ertrug und aufopferte, konnte sie die Menschen von Verfluchungen und dämonischen Bindungen befreien. Matrona warnte alle: „*Ihr dürft euch nicht an Wahrsagerinnen oder sogenannte Heilerinnen wenden, denn sie bringen wohl leiblich etwas in Ordnung, doch fügen sie der Seele unsagbaren Schaden zu.*“

Zwei Feuersäulen begegnen sich

Solange Matrona noch gehen konnte, wurde sie immer wieder von einer wohlhabenden Freundin, Lidia Jankowa, zu Pilgerfahrten eingeladen. Sie beteten am Grab des hl. Sergej von Radonesch, verehrten die heiligen Mönche in der Kiewer Lawra, deren Leiber schon seit Jahrhunderten unverwest in Särgen ruhten, und kamen 1892 auch nach St. Petersburg. Dort wohnten sie einer Hl. Messe des berühmten Wundertäters Johannes von Kronstadt bei. Am Ende der Liturgie forderte der heilige Priester die versammelten Gläubigen mit lauter Stim-

me auf, zur Seite zu treten und einen Gang frei zu machen. Dann rief er, ohne das Mädchen je zuvor in seinem Leben gesehen zu haben: „*Matronuschka, komm, komm her zu mir! Seht, hier geht meine Nachfolgerin, die achte Säule Russlands!*“ Wir wissen nicht, ob die damals elfjährige Matrona die Bedeutung dieser Worte in ihrem ganzen Umfang erfassen konnte. Doch im Laufe ihres Lebens wurde erfahrbar, was der hl. Johannes von Kronstadt, der - wie ein Johannes Vianney für Frankreich - ein Vater für das russische Volk war, prophezeit hatte.

Eine Sühneseele im kommunistischen Moskau

Als 1925 die beiden Brüder Matronas, Michail und Ivan, in die kommunistische Partei eintraten, wurde ihnen die Anwesenheit ihrer tiefgläubigen Schwester, die täglich Leute empfing, um sie durch Wort und Tat im christlichen Glauben zu bestärken, unerträglich, und sie befürchteten Repressalien. Voll Mitleid mit ihrer Familie verließ die 44-jährige Matrona ihr Elternhaus und zog zu ihrer Schwester nach Moskau.

Als Christin bekam sie keine Aufenthaltsgenehmigung und musste deshalb häufig ihren Wohnort wechseln. Da sie zudem gelähmt war, trugen Freunde sie von Verwandten zu Bekannten. Sie lebte in Hütten, windigen Räumen und Kellern, oft unter ärmsten Verhältnissen. Durch innere Eingebung wurde sie immer vor einer bevorstehenden Razzia der Geheimpolizei gewarnt. Nur einmal gelang es ihr nicht, früh genug zu fliehen. Da half der Herr ihr auf andere Weise: Dem Polizisten, der gekommen war, um sie zu verhaften, rief sie zu: *„Lauf schnell nach Hause, denn dort ist ein Unglück passiert.“* Überraschenderweise folgte er sogleich ihrer Weisung und fand seine Frau, deren Kleider sich am Petroleum entzündet hatten, schwer verletzt in der Wohnung. Es gelang ihm gerade noch, sie rechtzeitig ins Krankenhaus zu bringen, um ihr das Leben zu retten. Als man ihn am nächsten Morgen fragte, ob er die Blinde endlich festgenommen habe, gab er zur Antwort: *„Diese Blinde werde ich auf keinen Fall verhaften. Hätte sie mich nicht gewarnt, wäre meine Frau nicht mehr am Leben.“*

Matrona musste mit jedem Unterschlupf zufrieden sein, den die Vorsehung ihr gab. Das Leidvollste dabei war, dass der Herr als Sühne von ihr verlangte, sich von einer Frau versorgen zu lassen, die sich Satan verschrieben hatte, schwarze Magie betrieb und häufig betrunken war. Oft bekam sie von ihr nicht einmal genug zu essen. Gerade in dieser Zeit, die für Matrona besonders leidvoll war, wirkte Gott viele außer-

gewöhnliche Wunder, auch die Vermehrung von Nahrungsmitteln.

Eine Besucherin erzählt: „Als ich einmal von Matrona zum Essen eingeladen worden war, fragte ich sie: *„Matronuschka, wie kommt es, dass wir beide von diesem Hering essen und doch immer gleich viele Stücke auf der Platte sind?“* Da antwortete mir die Heilige: *„Du kümmer dich nicht darum und iss weiter!“*“

Äußerlich verlief Matronas Leben ruhig und gleichmäßig: Am Tag empfing sie bis zu 40 Besucher. Dann saß sie mit gekreuzten Beinen aufrecht, ihre Hände segnend über demjenigen ausgestreckt, der vor ihr kniete, wobei sie sein Haupt leicht mit den Fingern berührte. Dann bekreuzigte sie ihn, sagte mit wenigen Worten, was für seine Seele nötig war, betete und ließ ihn gehen. Jeder Tag war mit den Trübsalen und Kümernissen derer angefüllt, die sie um ihre Fürbitte baten. Wenn es Abend wurde, gönnte sich Matrona ganz erschöpft ein wenig Ruhe. Klein von Gestalt wie ein Kind, saß sie, meistens halb zur Seite geneigt, auf die Hand oder Faust gestützt und schlummerte so ein wenig. Die meiste Zeit der Nacht aber verbrachte sie im Gebet.

Schon sehr früh sagte Matrona die Revolution voraus, wie man *„rauben, die Kirchen zerstören und nacheinander alle Gläubigen verjagen wird“*. Sie wusste um die Ermordung der Zarenfamilie, aber auch, dass die jüngste Schwester des Zaren, Olga Romanowa, sich retten konnte und in der Gegend von St. Petersburg in einem kleinen leerstehenden Häuschen versteckt lebte. Matrona fand zuverlässige Vertraute, die Olga heimlich Nahrung brachten.

Die blinde Dulderin tröstete sehr viele Frauen, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf die Rückkehr ihres Mannes warteten. Durch eingegossenes Wissen konnte sie sagen, ob der Erwartete noch am Leben war. Sie selbst erzählte, wie sie während des Krieges in Bilokation an der Front den Soldaten beistand.

Jahrzehntelang opferte die hl. Matrona ihre unzähligen Leiden in Liebe auf. Wen wundert es, dass Gott ihr dafür eine überaus große Fürbittemacht verlieh!

Wer am Grab der Heiligen beten möchte, muss darum mit einigen Stunden Wartezeit rechnen. Unter den Besuchern sind überraschend viele Menschen: Frauen, die keine Kinder bekommen konnten und auf die Fürsprache Matronas hin empfangen haben, junge Mütter in Erwartung mit der Bitte um eine gesunde Schwangerschaft und ebenso viele Ehepaare mit ihren neugeborenen Babys, um für die gute Geburt zu danken.

*„Jedem, der sich um Beistand und Hilfe
an mich wendet, werde ich in seiner
Sterbestunde beistehen.“*

Ihr Heimgang und Wirken vom Himmel aus

*D*rei Tage vor ihrem Heimgang, dem 2. Mai 1952, ließ der Herr Matrona ihre Sterbestunde wissen. Voll Güte, aber mit letzten Kräften, nahm sie von Freunden und Besuchern Abschied, die in diesen Stunden zu ihr kamen. Den Besorgten versprach sie: *„Wenn ich gestorben bin, dann kommt an mein Grab. Ich werde dort immer zugegen sein, werde euch helfen und für euch beten wie zu meinen Lebzeiten in der Welt. Sprecht mit mir, vertraut mir euren Kummer an, und was ich eurer Seele sage, das tut.“* Die hl. Matrona hatte auch vorausgesagt: *„Wenn ich gestorben bin, werden nur ganz wenige mein Grab besuchen, nur solche, die mir besonders nahestehen. Wenn diese sterben, wird mein Grab vernachlässigt werden, kaum, dass noch jemand vorbeikommt. Erst viele Jahre später wird man von mir erfahren und sich an mich erinnern. Dann wird das Volk in Scharen herbeiströmen, um in seinem Kummer bei mir Hilfe zu suchen. Sie werden mich bitten, für sie zum Herrn zu flehen, und ich werde allen helfen und alle erhören.“*

Genau so hat es sich verwirklicht. Am 8. März 1998, 46 Jahre nach ihrem Tod, wurden auf dem Danilow-Friedhof die Reliquien der hl. Matrona gehoben und am 1. Mai desselben Jahres in das orthodoxe Frauenkloster der

Schutzmantelmadonna in Moskau übertragen. Im Jahr 2004 wurde Matrona von Patriarch Alexij II. heiliggesprochen. Von diesem Zeitpunkt an begann ein endloser Menschenstrom zur Ikone und zum Grab Matronas zu pilgern.

*M*itten in der Stadt Moskau stehen die Besucher stundenlang in der Warteschlange, bis sie endlich ihre Sorgen und Bitten ihrer Matuschka, ihrem Mütterchen, anvertrauen können. Und die Erfahrung zeigt: die hl. Matrona verweigert niemandem ihre Hilfe und ihren Schutz. Unzählige Gebetserhörungen und Wunder sind bezeugt, und fast täglich kommen neue hinzu. Tatjana aus Moskau erzählt: *„Im Sommer 1994 kam es zum Bruch mit einer mir nahestehenden Familie. Ich war tief gekränkt und hatte nicht die Kraft zu verzeihen. So brachte ich diese Kränkung zum Grab unserer hl. Matrona. Als ich sie dort um Hilfe bat, hörte ich innerlich die Worte: ‚Gott tritt den Stolzen entgegen, den Demütigen aber schenkt er seine Gnade.‘ (Jak 4,6)*

Daraufhin bin ich den Weg nach Hause nicht gegangen, sondern förmlich geflogen. Mein Herz war so sehr geläutert worden, dass ich nun sogar selbst bereit war, um Verzeihung zu bitten.“

Quelle: Hl. Matrona, Stariza von Moskau,
Verlag Hagia Sophia 2012

Das Kreuz hat Flügel

Der spanische Journalist Manuel Lozano Garrido (1920-1971), genannt „Lolo“, verstand es, seine unheilbare Krankheit als Geschenk aus der Hand Gottes anzunehmen, und wurde so zum wahren Apostel der Freude. In bewundernswerter Weise glaubte er an die miterlösende Berufung aller Leidenden. 2010 wurde er als erster Journalist seliggesprochen.

Manuel Lozano Garrido wurde als fünftes von sieben Geschwistern in dem andalusischen Städtchen Linares in Südspanien geboren. Er war ein fröhliches Kind, ein Lausbub, der begeistert Theater und Fußball spielte und die Natur sehr liebte. Nach dem frühen Tod der tiefgläubigen Eltern begann für die Geschwister eine harte Zeit. Manolo selbst trat mit elf Jahren der örtlichen Jugendgruppe der „Katholischen Aktion“ bei, einer kirchlichen Laienbewegung, die fortan zu seiner geistlichen Familie wurde.

Hier entfalteten sich seine selbstlose und humorvolle Art, die die Altersgenossen anzog, sein klares Urteil und seine hohen Ideale. Hier wurde das geistige Fundament einer feurigen Liebe zu Christus, zur Hl. Eucharistie und zur Gottesmutter gelegt, einer Liebe, die seinen apostolischen Eifer beflügelte, Menschen für Christus zu gewinnen. Hier entdeckte er auch seine Leidenschaft für das Schreiben: *„Mit 15 Jahren war mir meine Berufung ziemlich klar ... ich wollte Journalist werden.“*

„Wir können es!“

1936, als Lolo 16 Jahre alt war, brach der Spanische Bürgerkrieg aus und damit eine schwere Verfolgung der Kirche. Gottesdienste wurden verboten, viele Priester und Laien verhaftet oder erschossen. Auch unter Manolos Freunden, den Jugendlichen der Katholischen Aktion, erlitten manche das Martyrium. Vom einzigen nicht inhaftierten Priester der Stadt wurde Lolo beauftragt, den verfolgten Katholiken die Hl. Kommunion zu bringen. Diese Erfahrung, den Eucharistischen Herrn inmitten des Krieges bei sich zu tragen, prägte den Jugendlichen tief. Bald schon wurde Manolo verhaftet und für drei Monate eingesperrt, doch selbst hier im Gefängnis verlor er seinen Humor nicht! Nach seiner Freilassung musste Manuel mit seinen nur 17 Jahren an die republikanische Front, ehe er 1939, nach dem Krieg, neben einer Lehrerausbildung sein Apostolat wieder

aufnehmen konnte. Unermüdlich wirkte er nun als Katechet, besuchte Kranke, schrieb seine ersten Artikel als Propagandachef des Jugendzentrums der Katholischen Aktion und leitete sogar ein christliches Radioprogramm.

Im Sommer 1940 unternahm Manuel eine große Jugendwallfahrt nach Saragossa zum Heiligtum „Unsere Liebe Frau von der Säule“, der „Virgen del Pilar“. Dort, vor dem Gnadenbild der Gottesmutter, erinnerte der Priester die Jugendlichen an ihre Altersgenossen, die nur wenige Monate zuvor ihr Leben für Christus hingegeben hatten, und rief ihnen die Frage Jesu an Jakobus und Johannes zu: *„Könnt ihr den Kelch trinken, den Ich trinken werde?“* In ihrer Liebe und Begeisterung antworteten sie, und Lolo mit ihnen, einstimmig: *„Wir können*

es!“ Manuel war jetzt 20 Jahre alt. Drei Jahre später sollte der Herr ihm einen Kelch reichen, bis zum Rand gefüllt und ganz anders, als Lolo ihn sich vorgestellt hatte. Denn als er ab 1942 zum erneuten Militärdienst in Madrid weilte, zeigten sich vermehrt Anzeichen einer schweren Krankheit.

Es begann mit heftigen Schmerzen in den Beinen, bald konnte Lolo keine Treppen mehr steigen. Erst nach eingehenden Untersuchungen in Madrid stand die furchtbare Diagnose fest: Morbus Bechterew, eine bis heute unheilbare rheumatische Erkrankung vor allem der Wirbelsäule, die, begleitet von zeitweise unerträglichen Schmerzen, schnell und unaufhaltsam zur völligen Versteifung führt!

Manuel nahm dieses Kreuz vorbehaltlos an, als er mit dem Vermerk „unheilbar krank“ aus dem Wehrdienst entlassen wurde. Er verstand es wohl als Geschenk, doch musste er mit jeder Verschlechterung der Krankheit durch Schmerz

und Dunkelheiten hindurch immer tiefer in die Kreuzesannahme hineinwachsen. *„Den Willen Gottes annehmen ... Wir sagen: Ich akzeptiere, ich akzeptiere!, tun es aber wie einer, der dem lieben Gott einen Blankoscheck ausstellt, jedoch hofft, die Summe, die Er einträgt, möge möglichst niedrig ausfallen. Annehmen - ein schönes Wort, in unserer Vorstellung hat es aber einen eingebauten Tropfenzähler. Christliches Akzeptieren ist viel mehr als ein einfaches Zustimmung. Es bedeutet, es als ein Gut zu lieben, wenn Gott uns etwas gibt oder nimmt. Es bedeutet, total und bedingungslos zu vertrauen, dass alles, was Gott tut oder zulässt, reine Güte ist.“*

Er bat Jesus nur: *„Leihweise: überlass mir Dein Herz für ein, drei, fünf Jahre, die ich noch zu leben habe. Dein Herz, nicht aus Egoismus, damit ich alles leicht und ohne Anstrengung meistere, sondern damit ich meine Pflicht gut erfüllen kann, Dich ohne Maß zu lieben.“*

Die Trösterin von Lourdes und die Kraft der Hl. Eucharistie

Bald nach der Diagnose bot sich Lolo 1943 die Gelegenheit, in Begleitung seiner Schwester Lucia an einer Wallfahrt nach Lourdes teilzunehmen. In eindrucksvoller Weise wurden ihm dort die Quellen bestätigt, aus denen er alle Kraft für seinen Leidensweg schöpfen sollte. Lucia erzählte:

„Mit irrsinniger Freude kamen wir zur Grotte ... Ich legte einen Handspiegel auf Lolos Knie, damit er die Statue der Gottesmutter in der Felsennische sah, denn er konnte ja seinen Kopf nicht heben. Als ich den Spiegel wegnahm, war er voller Tränen.“

Die begeisterte Liebe zu Maria bewirkte in Manolo nicht nur Leidensmut. Er verstand es auch,

sich in ihrer tröstenden Gegenwart vom Leidenskampf auszuruhen. Jesus legte er einmal die Worte in den Mund: *„Von einer Mutter strömt etwas aus, das wie Feuer ist, wie Zucker, Friede, Glück und Freude. Ich gebe euch die Garantie, dass ihr nie ohne Zärtlichkeit sein werdet. Denn Ich will, dass ihr, auch wenn ihr schon alt seid, ein Herz in euch habt, das weich wird, wenn euch zum Weinen zumute ist. Ich gebe euch Meine Mutter, die ein Herz hat so groß wie ein Berg, und das genügt.“*

Als Höhepunkt des Lourdesaufenthaltes nennt Manuel aber die tiefe Erfahrung des Eucharistischen Krankensegens. Lolo lebte ganz aus der Hl. Eucharistie.

Lucia berichtete über den Aufenthalt mit Manolo an der Grotte: „Lolo betete nie um seine Heilung. Er sagte dort zur Gottesmutter: ‚Ich opfere dir auch meine Freude ... die so fruchtbare Freude.‘“ Sie sollte ihm helfen, diese bis zum Schluss zu bewahren.

*V*ereint mit ihr, lebendig und unbeweglich, wurde sein Leben zu einem einzigen immerwährenden Opfer. In den folgenden Jahren sollten sich die Priester von Linares abwechseln, um Manuel täglich die Hl. Kommunion zu bringen. Und im September 1962, kurz bevor Lolo am Fest des hl. Franziskus erblindete, erlaubte der Diözesanbischof die Feier der Hl. Messe in sei-

ner Wohnung. Ein Priester, der dort zelebrierte, bezeugte:

„Mir schien, in dieser Messe gab es zwei Altäre und zwei Opfer. Christus war in dem Brot, das ich eben konsekriert hatte. Doch Er war auch in diesem Leib, der durch bald 30 Jahre glücklichen Leidens so verwüstet war.“

Bevor die erste Hl. Messe in seinem Zimmer gefeiert wurde, bat Lolo spontan: „Bringt die Schreibmaschine und stellt sie unter den Altartisch, damit der Stamm des Kreuzes von Golgota in die Tastatur eindringt und darin Wurzeln schlägt.“

„Mit Liebe leiden heißt erlösen“

*„Wenn einer fragt, wie Gott ist, sag,
dass Er zuallererst Vater ist, dann sag, was du willst.“*

Die Erfahrung des glaubensvollen Leidens so vieler Menschen in Lourdes, die Erfahrung der dort fast greifbaren Liebe der Gottesmutter und des Eucharistischen Herrn ließen Manuel im Blick auf sein eigenes Kreuz das Entscheidende verstehen: *„In Lourdes begannen mir die Tragweite und der universale Sinn des Leidens aufzugehen.“* Er verstand, dass sein bewusst angenommener Schmerz nicht nur für ihn selbst *„eine reinigende, heiligende Seite hat, die Frieden und Herzensfreude bewirkt“*, sondern auch für andere zur Quelle übernatürlichen Lichtes wird. Er schrieb später: *„Christus ist in allen jenen, die leiden ... nicht nur, um diese Leiden zu teilen und erträglicher zu machen, sondern um sie mit den Seinen zu vereinen, um ihnen dieselbe*

erlösende Kraft zu verleihen, die Sein Kreuz hatte, um die Welt zu erlösen ... Dazu sind zwei Dinge notwendig: unser Wille und unsere Liebe.“ Der Schmerz wurde Lolo somit zur Berufung und zum Mittel, um in all seiner Unbeweglichkeit missionarisch tätig zu sein. In diesem glücklichen Verständnis konnte Lolo lächelnd sagen: *„Ja, das Kreuz wiegt schon etwas, aber es hat Flügel.“*

*S*o war eine weitere herrliche Frucht von Lourdes schließlich das Werk „Sinai, Gebetsgruppen für die Presse“, das Lolo gründete, in dem bald über 300 Kranke in etwa 20 Gebetsgruppen, dazu zahlreiche Klöster, ihre Gebete und Leiden für die katholische Presse aufopfert.

Beruf: Gelähmter und Journalist...

1943 saß Manolo bereits im Rollstuhl, seine Hände und Füße begannen sich zu verkrümmen, mit nach vorne geneigtem Oberkörper nahm er die starre Haltung einer „4“ ein. So verbrachte er 28 Jahre in ständigen Schmerzen, die letzten neun Jahre zudem in Blindheit. Sein Leben spielte sich in einem einzigen Raum ab, in dem ihn seine Schwester Lucia fortwährend umsorgte, in dem er schlief, betete, aß und arbeitete. Lolo litt sehr unter der Vereinsamung. Doch klagte er nie über all diese enormen Opfer. Je mehr die Leiden zunahmen, desto stärker wurde sein Wille, ohne jedes Selbstmitleid ein möglichst „normales“ Leben zu führen. Die Zeit bis zum frühen Nachmittag gehörte dem Gebet, oft stundenlang betrachtend vor seinem Kreuzifix, sein Rosenkranz hing immer an der Armlehne seines Rollstuhls. Den Rest des Tages arbeitete, las, schrieb und korrigierte Manuel unermüdlich; als er die Hände nicht mehr

gebrauchen konnte, diktierte er seiner Schwester oder auf ein Tonbandgerät. Seine Berufskollegen, die Lolo sehr schätzten, sagten über ihn: *„Er war Journalist vom Scheitel bis zur Sohle.“* Bis zu seinem Lebensende veröffentlichte er neun Bücher und über 300 Artikel, in denen er seine Erfahrungen verarbeitete, um anderen Hoffnung zu vermitteln. So verwirklichte sich, was er zu Beginn seiner Behinderung geschrieben hatte: *„Der Schmerz meiner Krankheit änderte meinen Lebensweg radikal. Ich verließ die Klassenzimmer, gab meinen Lehrentitel auf, Einsamkeit und Stille wurden mein Anteil. Der Journalist, der ich gerne gewesen wäre ... der kleine Apostel, von dem ich träumte, zog nicht mehr durch die Stadtviertel. Doch habe ich mein Ideal und meine Berufung noch vor mir, in einer Fülle, von der ich nie zu träumen gewagt hätte.“*

und Apostel der Freude

Lolos Leiden und die Art, wie er damit umging, ließen ihn reifen und wurden ihm zum inneren Reichtum, mit dem er die Menschen beschenkte - zum literarischen und geistigen Apostolat. Doch sein größter Reichtum, der alle beeindruckte, war seine Freude.

Er war der Überzeugung: *„Was den Christen kennzeichnet, sind nicht Geduld, Ergebung und vielleicht nicht einmal Güte, sondern Freude. Denn wer eine Prüfung freudlos erträgt, ist nicht völlig in das Geheimnis des Kreuzes eingedrungen. Alle Tugenden wachsen aus der Freude. Wer sie hat, hat alles.“* Dabei kannte er sehr wohl Dunkelheiten durch Ängste, Einsamkeit, das Erleben seiner Nutzlosigkeit: *„Vor dem Fenster meines*

Herzens flattert der düstere Spatz der Traurigkeit und sucht nach einem Spalt, wo er hineinkann.“ Auch wenn Manuel mit Lucia allein war, lächelte er nicht immer. Für Außenstehende aber schien sein Lächeln „ewig“. Er wusste: *„Die Freude im Herzen zu haben, ist Ergebnis von Kampf und Selbstverzicht: sie ist die bleibende Frucht einer Eroberung.“*

Diese Freude, die im Willen Gottes wurzelte, war andauernd, tief, friedvoll und ansteckend. In dieser positiven Haltung begegnete er jedem, den vielen Journalisten, Priestern und Jugendlichen, die in seiner Wohnung ein und aus gingen, mit dem Angebot seiner großzügigen Freundschaft. Dieser „Mann der Schmerzen“

im Rollstuhl vermittelte ihnen Hoffnung und Vertrauen auf Gottes Güte. Gegen Ende seines Lebens bekannte Manolo: „*Ein Wort ist es, das aufrichtig in mir aufsteigt: ‚Danke!‘ Über all dem Leid wurde mein Leben auf besondere Weise sicherlich reicher, durch die Liebe, die mir von oben geschenkt wurde.*“ Selbst

am Tag seines Sterbens, dem 3. November 1971, gelang es ihm noch, trotz schwerster Leiden ein Lächeln zu schenken, ehe er nach kurzem Todeskampf unter dem Ave Maria und dem Vaterunser des Priesters und mit dem Kreuz in der Hand für immer seine blinden Augen schloss.

Lolo beschwor die Journalisten, ihre Arbeit als Berufung zu erkennen: „Der Journalist weiß wie kein anderer, wie schwierig es ist, der Wahrheit zu dienen. Er spürt wie kein anderer die Verantwortung, tagtäglich mit Tausenden Lesern zu kommunizieren; er kennt und fürchtet seine Fehler. Er weiß, dass es einen sehr schwierigen Ort gibt, Christ zu sein und zu bleiben: die Presse.“

„Aus einem meiner Artikel ging eine Ordensberufung hervor. Gerade im richtigen Moment fand ein Mädchen, das noch hin und her überlegte, die Welt, die ich ihr darin schilderte, anziehend und tat den entscheidenden Schritt. Vielleicht ist das die einzige wohltuende Frucht einer meiner Anstrengungen. Immer eingeschlossen in meinem Zimmer, sage ich mir, dass ich ja sowieso nur demütiger Sämann sein kann ... In Stille säen und in der Einsamkeit, immer aus der Ferne; das, was uns verbindet, ist: falls es einen Frühling gibt, wird seine Frucht auch in der Ferne reifen.“

Quelle: Rafael Higuera Alamo und Pedro Camara Ruiz, *La gioia vissuta. Vita, profilo spirituale e opere del servo di Dio Manuel Lozano Garrido „Lolo“*, Editrice Paoline

Aus dem Credo des Leidens

*Ich glaube
an das Leiden als eine Auserwählung.*

*Ich glaube,
dass das Opferein Telegramm an Gott ist,
auf das Er unfehlbar mit Gnade antwortet.*

*Ich glaube
an die erlösende Mission des Leidens
und nähere mich
den Leidenden wie einer Kreuzreliquie*

*Ich glaube
an die Nützlichkeit der Einsamkeit.*

*Ich glaube,
dass die körperliche Nutzlosigkeit sich für alle
in geistliche Fruchtbarkeit verwandelt.*

sel. Manuel Lozano Garrido

Gebet der Kranken

*Herr, wir, die Kranken, kommen zu Dir.
Wir sind die Nutzlosen der Gesellschaft.
Wir stören überall. Wir können unser Haus nicht verlassen,
um uns in die Welt der Wirtschaft zu stürzen.*

*Wir verbrauchen unsere armseligen Ersparnisse für Medikamente,
Spritzen und unzählige Arztbesuche.*

Alle lachen, wir weinen still.

*Alle arbeiten, wir ruhen gezwungenermaßen immer aus,
in einer Ruhe, die unvergleichlich anstrengender ist als alle Arbeit!*

*Wir können nicht zum Telefon gehen, wenn es läutet,
können dem Freund die Tür nicht aufmachen,
können den umgefallenen Stuhl nicht wieder aufstellen.*

*Es steht uns nicht frei, einen Mann oder eine Frau zu lieben.
Wir können nicht an ein eigenes Heim, eine Familie denken,
noch können wir mit den Fingern unserer Illusionen
den Haarschopf unserer Kinder streicheln ...*

*Und dennoch, eine ungeheure Aufgabe wartet auf uns:
den Menschen zu ihrer Rettung zu verhelfen!
Lass uns, Herr, diesen Auftrag erkennen, der uns, vereint mit Dir,
aufgegeben ist. Lass uns seinen tiefen Sinn erkennen.*

*Herr, empfangе unsere Nutzlosigkeit wie einen Strauß herrlicher Lilien.
Nimm diese Blumen in Deine von den Wundmalen gezeichneten Hände,
damit sie zur universalen Erlösung beitragen.*

sel. Manuel Lozano Garrido

Zwillingsschwestern im Geist

So bekannt Mutter Teresa ist, so wenig wissen die meisten über ihre beinahe 50 Jahre währende Freundschaft mit der belgischen Adligen Jacqueline de Decker. Diese geistige Einheit war der „Mutter der Armen“ so kostbar, dass sie ihre kranke Freundin im Rollstuhl nie anders als ihr „zweites Selbst“ nannte.

Als eine bescheidene, 37-jährige Schwester in weißem Sari mit blauer Borte am 17. August 1948 die Sicherheit des Loreto-Klosters von Kalkutta verließ, um sich in den Slums der Allerärmsten anzunehmen, war der erste Schritt zu einem neuen, bald weltumspannenden Orden getan.

Von Gottes Ruf inspiriert, begann damals Mutter Teresas Berufung als Missionarin der Nächstenliebe. Doch ehe sie zur Tat schritt, um in jedem Armen, Kranken, Sterbenden, Bettler und Straßenkind dem heimatlosen, nackten, hungrigen und dürstenden Jesus zu dienen, erwarb sich Mutter Teresa bei Schwestern in Patna medizinische Grundkenntnisse.

Dort kam es zur denkwürdigen Begegnung mit der 35-jährigen Jacqueline de Decker, die, dem

Ruf Gottes folgend, als Krankenschwester und Sozialarbeiterin bereits seit zwei Jahren in den Slums von Madras für die Ärmsten wirkte. Durch halb Indien war sie gereist, um „diese kleine Nonne mit großen Idealen“ zu treffen. „Ein Jesuitenpriester hatte mir in Madras von einer ‚Sr. Teresa‘ erzählt, die ähnlich wie ich zu leben und zu arbeiten beabsichtigte. Wir trafen uns schließlich in der Schwesternkapelle und entdeckten im gemeinsamen Gespräch, dass wir die gleichen Ideale teilten ... Wir planten, dass ich mich ihr anschließen würde, doch als ich ihr mitteilte, wie schlecht es um meine Gesundheit bestellt war ... kamen wir überein, es wäre vernünftiger für mich, vorerst nach Belgien zurückzukehren, um mich dort auszuruhen und untersuchen zu lassen.“

Leiden vereint mit der Passion Jesu

In ihrer inneren Not machte Jacqueline auf der Heimreise nach Europa eine Wallfahrt nach Lourdes, denn sie war überzeugt: „Die Mutter versteht bestimmt, was ich durchmache.“

Zuhause in Antwerpen stellten Spezialisten fest, dass Jacquelines Wirbelsäule irreparabel verletzt war. Bald wiesen ihre Arme, ein Auge und der rechte Fuß Lähmungserscheinungen auf, so dass etliche Operationen nötig waren, um eine gänzliche Lähmung zu verhindern. Ein ganzes Jahr verbrachte die Kranke im Gipsbett. Dann wurden weitere zwölf Eingriffe an Hals und Rückgrat notwendig. Jacqueline war klar, dass sie nie

mehr als Schwester nach Indien zurückkehren würde, was sie bis dahin fest als Gottes Willen angesehen hatte. Das Gefühl, versagt zu haben, Schmerzen, Bitterkeit und Depressionen quälten sie. Dennoch wollte sie sich tapfer in die ihr so unverständliche Lage fügen. „Da der Arzt meiner Krankheit keinen direkten Namen gab, nenne ich sie einfach ‚GgK‘, ‚Gottgegebene Krankheit‘.“

Damals traf im Herbst 1952 ein Brief Mutter Teresas ein, durch den diese ihrer körperlich schwer behinderten Freundin zu einer neuen Berufung verhelfen durfte: „Jacqueline, heute

unterbreite ich dir einen Vorschlag. Du sehnst dich doch so sehr danach, Missionarin zu sein. Warum vereinst du dich nicht geistig mit unserer Gemeinschaft, die du so innig liebst? Während wir unsere Arbeit in den Slums tun, kannst du ... die Arbeit durch deine Leiden und Gebete mit uns teilen. Die Arbeit hier ist unüberschaubar, und ich brauche Helfer dafür, das stimmt. Aber ebenso brauche ich Seelen wie dich, die für das Werk beten und leiden. Mit deinem Leib wirst du in Belgien, mit deiner See-

le aber in Indien sein, wo viele Seelen sich nach dem Herrn sehnen, aber nicht fähig sind, von sich aus auf Ihn zuzugehen, denn niemand ist bereit, den Lösepreis für sie zu bezahlen. Du wirst eine wahre Schwester der Nächstenliebe sein, wenn du den Preis bezahlst ... Ich brauche viele wie dich, die sich leidend mit unserem Orden vereinen ... Gott muss dich bevorzugend lieben, wenn Er dir so großen Anteil an Seinen Leiden schenkt. Sei tapfer und fröhlich, denn Gott hat dich auserwählt!“

„Meine erste Erfahrung der Annahme von Leiden machte ich mit 15 Jahren. Nach einem Tauchunfall hatte ich starke Rückenschmerzen, und es war mir, als bitte mich Gott, das Leiden anzunehmen, und ich nahm das Leiden an. Damals begann ich bereits zu überlegen, einmal nach Indien zu gehen, denn ich dachte mir: ‚Es gibt so viele Leidende in der Welt, doch Gott kann sie nicht erreichen ohne Hände, die für sie sorgen, und ohne Füße, die zu ihnen gehen. Könnte nicht ich das sein?‘ So entschloss ich mich, mein Leben ganz Gott und dem Dienst am Nächsten hinzugeben.“

Jacqueline nahm den „Missionsauftrag“ an. *„Als Mutter Teresa mich bat, kranke und leidende Helfer für sie zu suchen, begriff ich erst, wie wichtig die Einheit von Leidenden und Tätigen für das Reich Gottes ist.*

Nie hätte ich mir vorstellen können, dass ... Kranke jemandem beim Handeln helfen könnten ... Doch wie Mutter Teresa sagt: Leiden, vereint mit der Passion Christi, wird zu einem kostbaren Geschenk.“

Ein jeder ist willkommen!

*R*asch konnte Jacqueline erstaunlich viele ihrer Leidensgenossen dafür gewinnen, sich mit den verschiedensten Schmerzen, Gebrechen und mit ihren Gebeten für das aufblühende Werk Mutter Teresas hinzugeben. Jede Schwester erhielt auf diese Weise mit Namen ein „zweites Selbst“. Das gilt auch heute für nunmehr über 5000 Schwestern. 1953 schrieb Mutter Teresa an Jacqueline: *„Tatsächlich kannst du viel mehr auf deinem Schmerzenslager tun als ich, wenn ich herumrenne ... Jeder, der eine Missionarin der Nächstenliebe werden will ... ist willkommen bei uns, doch ganz besonders lieb sind mir die Gelähmten, Verkrüppelten und unheilbar Kranken, weil ich genau weiß, dass sie Jesus viele Seelen zu Füßen legen werden ... Wenn die Zeiten schwer sind, wird*

meine Seele allein durch den Gedanken gestärkt, dass du für mich betest und leidest. Dann wird wieder alles leicht, und das Lächeln für den lieben Gott stellt sich ganz von allein ein.“

Zeitlebens blieb Jacqueline Mutter Teresas persönliches „zweites Selbst“. Sie musste sich weit über 30 Operationen unterziehen und gab 1996, ein Jahr vor Mutter Teresas Tod, die Leitung der inzwischen über 3000 kranken und leidenden Mitarbeiter aus allen Erdteilen, Schichten und Altersgruppen ab. Nur zwei Tage vor ihrem Sterben schrieb Mutter Teresa am 3. September 1997 ihrer Zwillingschwester nach Belgien noch einen letzten Dankesbrief. Jacqueline Decker starb am 3. April 2009 im 96. Lebensjahr und wollte im indischen Sari beerdigt werden.

Wenn es keinen Himmel gäbe...

Als erste von drei leiblichen Schwestern trat Sr. Sebalda Neger (75 J.) aus Herrenried in der Oberpfalz mit nur 16 Jahren bei den Schönbrunner Franziskanerinnen in Bayern ein. Ihr ganzes Ordensleben - im Dezember werden es 60 Jahre sein - stellte sie in den Dienst behinderter Kinder, ermutigt auch durch einige persönliche Zeilen von P. Pio, der ihr schrieb: „Verehere das Heiligste Herz Jesu, und alles wird gut werden!“

Sr. Sebalda machte unzählige ergreifende Erfahrungen im Umgang mit jungen Menschen, die mit einer Behinderung leben müssen und deren Leiden zu einer offensichtlichen Segensquelle für sie und für andere wurden. Lassen wir sie erzählen:

Der ein oder andere von Ihnen, liebe Leser, hat vielleicht ebenso wie ich mit Behinderten zu tun, und möglicherweise sind Sie gar Eltern eines behinderten Kindes. Mir liegt es in erster Linie am Herzen, Zeugnis dafür abzulegen, welcher wunderbaren Wert ein solches Leben hat; wie kostbar das Leiden ist, das als Segen von behinderten Menschen ausgeht. Sehr oft durfte ich diesen Segen von „meinen Kindern“ empfangen und weitergeben.

Als ganz junge Schwester stellte ich einmal dem zehnjährigen gelähmten Robert, der völlig auf fremde Hilfe angewiesen war, die unüberlegte Frage: „Robi, möchtest du nicht auch lieber laufen?“ - „Ja, wenn es keinen Himmel gäbe, dann schon!“, kam sofort die Antwort.

Das machte mich sehr betroffen. Robi hat seine Behinderung ein ganzes Leben lang bis zum letzten Tag durchgetragen. Im Laufe der Jahrzehnte hatte ich oft Gelegenheit, ihn zu fragen, wie es ihm gehe, worauf er jedes Mal die gleiche Antwort gab: „Mir geht es gut!“ Diese gleichbleibende Haltung kann ich mir nur so erklären, dass in einem völlig armseligen Leib eine wunderbare Seele wohnt und dass Gottes Gnade sehr wirksam ist. Durch Robi habe ich gelernt, wie außerordentlich wichtig es ist, behinderten Kindern den Glauben und die Hoffnung auf unseren liebenden Gott weiterzugeben. Denn bei Behinderten geht vieles nicht mit Worten. Sie können nur durch liebende Zuneigung und Annahme Gottes Liebe erfahren. Robi hat verstanden, wie wertvoll Leiden sein kann. Mit 50 Jahren, gezeichnet von einer Krebserkrankung, sagte er mir lächelnd: „Balda, du brauchst dir um mich keine Sorgen machen! Im Himmel darf ich dann neben dir sein.“

Kettenreaktion der Gnade

Tobias, der Sohn einer Familie aus dem Odenwald, mit der ich schon seit 1982 verbunden bin, zeigt uns, dass ein behindertes Kind nicht nur eine Sorge ist, sondern im Gegenteil zum Segen für die Seinen werden kann. Als Tobi mit fünf Jahren zu uns ins Heim kam, war

dies für die Familie der erste direkte Kontakt zur katholischen Kirche und zu Ordensleuten. Nur die Mutter war evangelisch getauft, nicht aber der Vater, Tobi und seine Schwester. Doch schon im ersten Jahr war es der Wunsch der Eltern, Tobi in die katholische Kirche aufnehmen

und taufen zu lassen. Seine jüngere Schwester Marion hatte in unserer Kirche die Erstkommunion und die Firmung ihres Bruders miterlebt. Seither bat sie mich oft, doch mit ihren Eltern zu sprechen, weil auch sie die Taufe empfangen wollte. „*Ich möchte so sein wie mein Bruder*“, sagte sie immer wieder. Aber die Eltern hörten nicht darauf, da sie der Ansicht waren: „*Sie ist gesund und muss selber entscheiden, sobald sie alt genug ist.*“ Mit 14 Jahren entschied Marion sich glücklich für die Taufe.

*A*m Pfingstmontag im Heiligen Jahr 2000 bekam ich dann einen unerwarteten Anruf von Tobis Vater: „*Sr. Sebalda, ich lasse mich taufen, und ich will Sie so gerne dabei haben. Würden Sie kommen?*“ Der Mann war damals 58 Jahre alt und besaß eine eigene Firma. Kurz vor der Taufe vertraute er mir an: „*Ich weiß nicht, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn es Tobi in unserer Familie nicht gegeben hätte, auf jeden Fall anders.*“ Es war ein ergreifender Augenblick, als sein behinderter Sohn die Taufkerze an der Osterkerze anzündete und strahlend seinem Vater übergab. Viele der 20 Gäste konnten die Tränen nicht zurückhalten. „*Nun erst sind wir wirklich eine Familie*“, sagte Marion. Einzig ihre Oma hielt bis kurz vor ihrem Sterben an der Überzeugung fest: „*Nach dem Tod ist alles aus!*“ Als ich erfuhr, dass sie bald sterben würde, wollte ich mich mit einem Brief von ihr verabschieden. Da die Schwerkranke aber nicht an Gott glaubte, konnte ich ihr auch nicht von „diesem“ Gott schreiben. So lenkte ich ihre Erinnerung auf die Erstkommunion ihres Enkels, denn damals hatte sie nach der Feier gesagt: „*Schwester, ich werde den Augenblick nie vergessen, als ein Sonnenstrahl Tobi beim Einzug in die Kirche mit Licht umfing!*“ Im Brief erinnerte ich sie nun an diesen Moment und an das Licht: „*So oft im Leben bin ich diesem Licht der Gnade begegnet, und ich bin zutiefst überzeugt, dass wir alle diesem Licht spätestens an dem Tag begegnen werden, wenn wir die ‚Schwelle‘ überschreiten und alles Leid mit seinen Schatten hinter uns lassen dürfen.*“

Die Tochter musste ihr den Brief immer wieder vorlesen, dann verlangte sie nach dem evangelischen Pastor und starb als glaubende Frau. Diese entscheidende Gnade hatte sie zweifellos ihrem äußerlich so ohnmächtigen Enkelsohn zu verdanken, der übrigens heute als kräftiger Mann zwei unserer Schwestern in der Landschaftsgärtnerei fleißig zur Hand geht.

*K*urz möchte ich noch über „unseren“ Mario berichten, ein Kind, das in besonderer Weise für mich persönlich zum Segen wurde. Der Bub war bis zum dritten Lebensjahr immer im Krankenhaus. Seine Eltern, beide erst 18 Jahre alt, waren schon vor der Geburt ihres Kleinen wieder geschieden. Als ich den schwerstbehinderten, blinden Mario das erste Mal in den Armen hielt, wurde er ganz ruhig und schlief ein. Ich wusste augenblicklich: „*Dieses Kind braucht Liebe, falls es überleben soll!*“ Die Mutter konnte ihm diese Liebe zu diesem Zeitpunkt nicht geben, sie war ja selber in allergrößter Not. So hatte ich das blinde Bübl sehr oft auf dem Arm und war mir dabei stets bewusst: „*Jetzt bist du ein ‚Werkzeug Gottes‘!*“ Erst nach drei Jahre langem Bitten bekam ich vom Kindesvater die Erlaubnis, so dass Mario an einem 8. Mai getauft werden konnte. 13 Jahre später ist unser blinder Mario dann als fast 17-Jähriger gestorben - und zwar genau an seinem Tauftag. Durch dieses Sterben durfte ich noch einmal ganz tief den Segen und auch die innere Freude spüren. Marios nicht mehr blinde Augen schauen nun die Herrlichkeit Gottes, davon bin ich fest überzeugt! Gott braucht unsere Hände und unsere Stimme, um uns für das „Recht auf Leben“ behinderter Menschen einzusetzen, was leider nicht mehr selbstverständlich ist. Mit welcher Ehrfurcht sollte man doch auf Kranke und Behinderte blicken, denn durch ihre Leiden und Behinderung sind sie Gott sehr nahe und bringen uns Segen und Gnade! Ich für meine Person freue mich jedenfalls schon auf den Tag, an dem ich all meine Kinder, die ich im Laufe von 55 Jahren pflegen und begleiten durfte, im Himmel wiedersehen darf. Denn dort sind sie gewiss. Wie Robi sagte: „*Wenn es den Himmel nicht gäbe, möcht'ich schon lieber laufen können.*“

Mein Schmerz half mir zu meinem Glück

*„Eine Bekehrung ist ein größeres Wunder als eine Totenerweckung“,
sagte der hl. Bernhard. Rückblickend kann der niederländische Priester Nars
(Bernardus) Beemster diese Worte seines Namenspatrons nur bestätigen,
denn was musste nicht alles geschehen, bis dieser ungestüme junge Mann
seinen Berufungsweg fand! Lange war er fest überzeugt:
„Das Letzte, was ich sein will, ist Priester!“*

Mit vier Schwestern und einem Bruder bin ich in einer katholischen Familie im Nordwesten der Niederlande in dem kleinen Dorf De Weere aufgewachsen. Im väterlichen Betrieb für Tulpenzwiebelanbau war ich von klein auf fasziniert von den riesigen Landwirtschaftsmaschinen und wollte deshalb später Spitzentechnologie studieren, um als erfolgreicher Maschinenbauingenieur meine Träume zu verwirklichen: Geld, großes Haus, tolles Auto und ein sehr schnelles Motorrad. Doch kurz bevor es zum Studium kam, passierte etwas, das allem eine neue Richtung gab.

In unserer Gegend gab es jedes Jahr von April bis September überall Stadtfeste. Zum Verdross meiner Eltern war das „mein Leben“. Wir Jungs gingen jede Woche aus, und zwar lieber dreimal als zweimal! Mein Auftreten war frech, grob und arrogant. Großspurig gab ich auch in der Gruppe immer wieder mit einer anderen gutaussehenden Freundin an.

In der Nacht vom 19. auf den 20. August 1990 - ich wusste damals als 20-Jähriger nicht, dass es der Gedenktag meines Namenspatrons, des hl. Bernhard, war - trafen wir Freunde uns mit einer anderen Clique in der Kneipe des Nachbardorfes. Das Bier floss an diesem Abend in Strömen, und es war spät, als wir nach ausgiebigem Saufgelage

das Lokal verließen. Draußen warteten schon einige alkoholisierte Gruppen ungeduldig auf ihre Taxis. Die Spannung war groß, denn jeder wollte nur noch ins Bett. Ein Streit brach aus, der in eine Massenschlägerei ausartete, in die ich hineingeriet, weil Freunde mich zu Hilfe riefen. Als Boxer konnte ich nämlich kräftig zuschlagen. Doch in dieser Nacht war ich so betrunken, dass ich auf die Schläge und Tritte meiner Angreifer nicht einmal mehr reagierte und regelrecht ins Koma geprügelt wurde.

Erst nach eineinhalb Tagen erwachte ich im Krankenhaus. Einer Blutspur folgend hatte man mich beim Kircheneingang bewusstlos, in einer großen Blutlache liegend, gefunden. So hieß es im Polizeibericht. Wie ich zum Kirchenportal gelangt war, ist mir bis heute unerklärlich.

Mein Gesicht war total zerschlagen, und neben einem mehrfachen Nasenbeinbruch hatte ich schwere Hirnschäden erlitten, die Krämpfe und Zuckungen zur Folge hatten. Eine Lähmung der linken Gesichtshälfte verursachte mir große Sprechschwierigkeiten. Auch ließ sich mein linker Arm nicht steuern, und ein Bein schleppte ich bei ersten Gehversuchen kraftlos nach.

Gleichgewichtsstörungen machten mir das Boxen unmöglich, und als ich das Motorradfahren probierte, fiel ich samt der Maschine um.

Weil ich mich zudem kaum mehr konzentrieren und deshalb nicht studieren konnte, musste mein Technikstudium vorerst aufgeschoben werden. Meine Freunde gingen weiterhin abends aus, doch ich hatte striktes Alkoholverbot und auch keine Kraft zum Feste feiern. So blieb ich allein zurück und fühlte mich im Stich gelassen. Anfangs hoffte ich zwar noch, meinen entgleisten Lebenswandel baldmöglichst weiterführen zu können, doch mein Heilungsprozess dauerte insgesamt mehr als sechs Jahre, wobei ich nie wieder zu meiner ursprünglichen Kraft und Kondition zurückfand.

Physisch und auch psychisch war ich ein halbes Jahr nach dem brutalen Angriff am Ende. Meine Gedanken kreisten ständig um den Selbstmord eines früheren Boxkumpels, der sich kürzlich vor einen Zug geworfen hatte. Immer wieder quälten mich die Fragen: *„Weshalb hat Michel das getan? Wozu lebe ich eigentlich? Vielleicht ende ich auch noch wie dieser feine Kerl!“*

Als zudem ein Freund, mit dem ich früher viele Motorradtouren unternommen hatte, bei einem schweren Unfall einen Arm und ein Bein verlor und für immer gelähmt blieb, waren meine Verzweiflung und meine Ängste so groß, dass ich eines Nachts aus dem Bett stieg, niederkniete und mit meinen 21 Jahren das erste Herzensgebet sprach: *„Gott, ich kenne Dich nicht, aber ich weiß, dass Du existierst. Ich wage es kaum zu sagen und verdiene es nicht, doch ich bitte Dich: Hilf mir!“* Heute sehe ich, wie wunderbar mich Jesus erhört hat.

Etwas vom Eigenartigsten in meinem Leben war, dass ich von Kindheit an zu jeder Sonntagsmesse ging. Warum ich mir das auch als Jugendlicher, manchmal sogar ziemlich betrunken und mit vom Bier nassen Haaren, immer noch „antat“, war mir selbst ein Rätsel, denn ich war teilnahmslos und begriff nichts. Ich glaube, es war Gott selbst, der mich da jeden Sonntagmorgen munter werden ließ und aus dem Bett „zog“. Doch erst nach jener denkwürdigen Augustnacht, als ich dann schon ein 22-jähriger Hightech-Student war,

ging ich bewusst zur Kirche. Interessiert spitzte ich bei den Predigten die Ohren, und mir wurde etwas Entscheidendes klar: Gott vergibt immer, so dass jeder einen Neuanfang machen darf. Mehr und mehr fasziniert vom Glauben, las ich viel darüber. Tief trafen mich 1995 in einem Fatima-Buch die Worte der Gottesmutter an die drei Hirtenkinder: *„Viele Seelen kommen in die Hölle, weil sich niemand für sie opfert und für sie betet.“* Entsetzt musste ich mit meinen 24 Jahren feststellen: *„Es gibt eine Hölle, und wenn ich mein Leben nicht radikal ändere, werde ich wahrscheinlich dort enden.“* Wie von selbst trugen mich meine Schuhe damals zum alten Dorfpfarrer, bei dem ich die Hl. Beichte ablegte. Welch befreiender Moment!

Die spürbare Freude, Jesus, meinen Retter, endlich gefunden zu haben, wurde im selben Jahr durch meine erste Medjugorje-Pilgerfahrt noch intensiver. Dennoch kostete es mich enorme Überwindung, meinen Freunden nach fünf Jahren erstmals über meine Glaubenserfahrung zu erzählen. Die Jungs, fast alle ungläubig, meinten nur lachend: *„Wenn's dir was bringt und du das brauchst, okay. Aber lass uns damit in Ruhe. Hej, Ober; bitte zehn Bier für uns, und ein Glas Weihwasser für Nars!“* Ich nahm es diesen „starken Männern“ nicht übel, dass es in ihrer Welt, die auch einmal die meine war, keinen Platz für Gott gab.

Mir hingegen bedeutete es viel, Jesus und Maria immer mehr den ersten Platz im Leben zu geben. Sogar meine Freundin verstand das leider nicht, und sie beendete 1995 unsere schöne Beziehung mit den Worten: *„Du liebst ja Gott mehr als mich.“* Und wenn es anfangs auch weh tat, so stellte sich doch heraus, dass sie recht hatte.

Intensiv begann ich nun, nach meinem Weg zu suchen. Was will Gott von mir? Ordensleben, Entwicklungshilfe? Nein, das war es nicht. Zu guter Letzt meldete ich mich für das Wintersemester 1996 im Priesterseminar von Haarlem-Amsterdam an. Ich fand es einfach schrecklich im Seminar, aber das war mein Problem, denn ich war noch nicht bekehrt.

Ich beschuldigte dort jeden. Niemand war gut, nur ich selbst. Und so ging ich eines Tages zu unserem Spiritual. Ich hatte eine Liste mit allen notierten Kritikpunkten dabei. Die las ich dem 75-jährigen Pater vor: Dies ist nicht gut, und das taugt nichts. Die Seminaristen taugen nichts, das Essen taugt nichts, die Vorlesungen taugen nichts, die Lehrer auch nicht, und zum Schluss sagte ich ihm direkt ins Gesicht: „*Und Sie taugen auch nichts.*“ Daraufhin erwiderte er nur einen Satz: „*Wenn du das nächste Mal wieder deinen beschuldigenden Finger ausstreckst, dann schau doch einmal auf die eigene Hand, wie viele Finger da gleichzeitig auf dich selbst weisen.*“ Das war ein furchtbarer Moment, als er das sagte. Erst nachdem ich die eigenen Fehler erkannte, eingestand und um Verzeihung bat, konnte meine priesterliche Formung wirklich beginnen.

Am 25. Mai 2002 empfing ich die Priesterweihe, und wenn es auch manchmal nicht einfach ist, das Priestertum zu leben, bin ich doch innerlich ein glücklicher Priester, der sich kein anderes Leben vorstellen kann. Seit Anfang 2012 darf ich als Rektor den niederländischen Wallfahrtsort „Maria Not“ in Heiloo betreuen.

Falls in jener entscheidenden Nacht vor beinahe 23 Jahren auch mein Namenspatron, der hl. Bernhard, „vermittelt“ hat, bin ich ihm sehr dankbar. Meine schweren Verletzungen haben damals mein Leben komplett verändert, und mein Schmerz half mir indirekt zu meinem heutigen Glück. Es erstaunt mich immer noch, wie Gott in eine so leidvolle Situation hineinwirkte und schlussendlich alles so segensreich herauskam.

Als mich Bischof Punt im Sommer 1996 auf das Priestertum ansprach, war meine strikte Antwort: „Nein, Priester werde ich sicher nicht!“ Drei Tage später klingelte das Telefon, und der Bischof sagte erneut zu mir: „Wenn du berufen bist und nicht dein Zuhause, Eltern, Besitz und einen neuen Job zurücklassen willst, um Jesus nachzufolgen, wie Er es von dir erbittet, dann bist du Seiner nicht würdig.“ Das traf mich wie ein Keulenschlag! War ich schon wegen meiner Entscheidung für Gott bei vielen „unten durch“, so wollte ich doch wenigstens in den Augen Gottes würdig sein. Nach einer schlaflosen Nacht stand mein Entschluss fest.

Mit der Kapelle der „Vrouwe van alle Volkeren“ in Amsterdam entdeckte ich zugleich die schönste Marienverehrung, die es gibt: Maria als „Mutter aller Menschen“. Für mich gibt es, ehrlich gesagt, auch kein tiefsinnigeres Gebet als jenes, das die Gottesmutter in Amsterdam geoffenbart hat. Ja, ich weiß nicht, wo ich im Leben stünde ohne diese Mutter, die Jesus mir vom Kreuz herab geschenkt hat. Und so bringe ich auch Jugendliche und Kinder, die mir in der Pastoral anvertraut sind, immer wieder gerne in die Gnadenkapelle.

„Mein Kreuz - ein Geschenk!“

Die 20-jährige Méabh Carlin aus Lurgan in Nordirland war noch vor zwei Jahren leidenschaftliche Balletttänzerin.

Heute ist sie schwerst gehbehindert und spricht zu Jugendlichen, Gebetsgruppen und bei nationalen und internationalen Kongressen über ihren Glauben. Die lebensfrohe, kontaktfreudige junge Lehrerin hatte sich sehr danach gesehnt, eine tiefere und lebendige Beziehung mit Jesus zu leben. Ihre Sehnsucht erfüllte sich, doch auf eine ganz unerwartete Weise.

P. Patrick Cahill, einer unserer Priester, erlebte Méabh erstmals im Sommer 2012 beim eucharistischen Kongress in Dublin, als sie von ihrem Glauben Zeugnis ablegte. Vor kurzem hatte er die Möglichkeit, seine Landsmännin persönlich zu treffen und mit ihr zu sprechen: „*Méabh, wenn man die Fotos kennt, auf denen du als Balletttänzerin zu sehen bist, und dir heute im Rollstuhl begegnet, fragt man sich, wie es möglich ist, dass du mit einem solchen Lächeln über Jesus sprechen kannst. Was ist da in deinem Leben geschehen?*“

Méabh: „*I*m Sommer 2011 fuhr ich mit einer Pilgergruppe zum Weltjugendtag nach Madrid. Ich erhoffte mir von dieser Reise, eine lebendigere Beziehung zu Jesus zu bekommen, etwas, was meinem Leben einen tieferen Sinn geben würde. Am Mittwoch, dem 17. August, dem Tag vor der Ankunft des Heiligen Vaters, waren die Straßen Madrids bereits mit Jugendlichen überfüllt. Als typische Lehrerin übernahm ich die Aufgabe, meine Freunde sicher über die Straße zu führen. Ich war bereits auf der dritten Spur, als ich nach links schaute: Ein Taxi kam rasend schnell auf mich zu, und ich wusste, es kann nicht mehr anhalten, und ich hatte keine Zeit mehr zu reagieren. So stand ich einen Bruchteil einer Sekunde dort und wartete mein Schicksal ab.

Wenn ich meine Augen schließe, kann ich die folgenden sechs Sekunden immer und immer wieder nacherleben. Das Taxi packte mich, ich machte einen Salto in der Luft, und ich wusste, dass der Kopf beim Fall nicht als Erstes aufkommen darf. Ich war nicht bereit zu sterben. Blitzschnell drehte ich mich um 180 Grad, was mich davor bewahrte, mit dem Kopf aufzuschlagen. Wissenschaftler mögen das der Schwerkraft zuschreiben ... ich schreibe es Gott zu. Nachdem ich über zwei Fahrspuren geschlittert war, schaffte ich es, mich an den Rand der Straße zu schleppen, bevor ich in die Arme eines völlig Unbekannten sank. Als ich zu mir kam, stand eine Menge von Pilgern, darunter auch einige meiner Freunde, um mich herum und half mir, wie sie nur konnte. Auch wenn ich voller Schmerzen war und kaum denken konnte,

sah ich Gott in den Gesichtern dieser Menschen. Nach einer Reihe von schmerzhaften Untersuchungen im Krankenhaus rollte man mich auf die Intensivstation. Dort lag ich sechs lange Stunden, unfähig, mich den spanischen Ärzten und Krankenschwestern mitzuteilen, und ganz verwirrt, allein und voll Angst. Ich war mir nicht sicher, ob ich sterben oder leben werde, und wollte meine Familie anrufen, um ihnen zu sagen, dass ich sie liebe. Ich erinnere mich, dass ich nicht wusste, was ich tun sollte, und so schloss ich meine Augen und betete. Ich konnte mich nicht so lange konzentrieren, um ein Vaterunser zu beten, aber ich bat Gott, bei mir zu sein. Obwohl ich im Schock, ganz allein, dalag, erlebte ich Seine Gegenwart um mich und wie Er mich während dieser schweren Stunden tröstete. Ich vertraute darauf, sollte ich sterben, dass dies Gottes Wille war - und so war ich zufrieden.“

P. Patrick: „*Was hat dich in dieser schwierigen Lage am meisten getröstet und gestärkt?*“

Méabh: „*A*ls ich am frühen Morgen auf eine andere Station gerollt wurde, waren dort meine Eltern und mehrere Freunde aus der Pilgergruppe, die die ganze Nacht gewartet hatten, um mich zu besuchen. In dieser Zeit habe ich die Liebe Gottes durch meine Freunde und meine Eltern derart stark erlebt, dass ich das nie wieder vergessen werde. Es wurde mir bewusst, wie entscheidend die Gegenwart der anderen ist, wenn man leidet. Als ich erfuhr, dass ich am Becken und in der Leiste mehrere Brüche erlitten hatte, wie auch Bänderrisse in den Knien und Füßen, war das zunächst ein ziemlicher Schock. Doch das viele Elend, das ich hier im Krankenhaus sah, half mir, mich in meiner schwierigen Lage nicht allein zu fühlen.“

P. Patrick: „*Du hast viele Monate Krankenhaus und Rehabilitation hinter dir und wirst wohl nie mehr Ballett tanzen können, und doch sehe ich dich als strahlende, ja glückliche Person. Wie ist es dir gelungen, dieses ‚Unglück‘ anzunehmen? Hast du nicht mit Gott gehadert?*“

Méabh: „*I*ch glaube fest daran, dass alles, was geschieht, einen Grund hat und dass unser Leiden nur ein Bruchstück eines größeren und besseren Bildes ist. Mein Weg war und ist nicht leicht. Ich begegnete vielen Hindernissen und wurde auf vielerlei Weise herausgefordert. Zu Hause angekommen, musste ich mich umgewöhnen und meinen Lebensstil ändern, um mich meiner Behinderung anzupassen. Das öffnete mir aufs Neue die Augen und befähigte mich, wahres Mitleid für physisch Behinderte zu entwickeln. Das Gehen wiederzuerlernen war entmutigend, da es manches Mal einen Schritt nach vorn und zwei nach hinten bedeuten kann. Wenn ich jedoch denke, die nächste Hürde nicht zu schaffen, wende ich mich an Gott und bitte Ihn, mich darüber hinweg zu tragen. So wie ich mit den Physiotherapeuten lerne, einen Schritt nach dem anderen zu gehen, so lerne ich auch mit jedem Schritt, meinen Glauben zu vertiefen, und das macht mich sehr glücklich.

Für mich ist der einzige Weg, das Leiden zu ertragen, ausgeglichen zu bleiben und Gott um Hilfe zu bitten. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die eigentliche Kraft für meinen Weg die Beziehung zu Gott ist. Ich habe den Schatz entdeckt, still vor dem Allerheiligsten zu beten, Ihn anzuschauen und mich von Ihm anschauen zu lassen. Das Gebet ist meine Kraftquelle, und der Zustand meiner Unbeweglichkeit half mir, die kleinsten Dinge im Leben zu schätzen. Als ich begann, das Kreuz, das mir anvertraut wurde, nicht als Kreuz zu sehen, sondern als Geschenk, öffnete sich mir der Blick für das Schöne im Leben. Mein Kreuz befähigt mich, anderen zu helfen, Gott kennenzulernen, so wie auch ich Ihn im Leiden kennenlernen durfte.“

P. Patrick: „*Méabh, du sprichst davon, dass du anderen hilfst, Gott kennenzulernen. Du hast eine Gebetsgruppe von Jugend 2000 gegründet und singst in einer Musikgruppe bei Gebetstreffen und Hll. Messen. Wie bist du zu diesem missionarischen Eifer gekommen?*“

Méabh: „*E*inmal, als ich ganz niedergeschlagen im Krankenhaus lag, kam eine Karte von einer Freundin mit den Worten der hl. Katharina von Siena: *„Sei das, was Gott von dir möchte, und du wirst die Welt in Brand setzen.“* Ja, ich bin ich, mit meinen gebrochenen Knochen und meiner Behinderung. Wenn ich dazu ja sage, dann kann ich für andere zum Trost und zur Ermutigung werden. Das erlebe ich immer wieder. Vor kurzem erst kam eine Frau aus Tyrone nach der Hl. Messe zu mir und sagte: *„Mein Mann ist vor wenigen Wochen gestorben. Ich war völlig niedergeschlagen und wusste nicht, wie ich allein weiterleben sollte. Aber jetzt, nach deinem Zeugnis, habe ich wieder Hoffnung. Denn ich sehe an dir, dass es möglich ist, in einer aussichtslosen Situation in der Kraft Gottes das Leben neu aufzubauen und glücklich zu werden. Danke!“* Oft erlebe ich, wie Gott die Menschen durch mein Wort oder meinen Gesang tröstet und stärkt. Ich weiß, dass das auch eine Frucht meines persönlichen Kreuzes ist. Viele Male schon machte ich die Erfahrung: wenn ich am schwächsten bin, bricht die Gnade Gottes ein. Und ich erlebe es als ein Privileg, dass Gott mich gebraucht.“

P. Patrick: „*Was ist heute für dich wichtig im Leben?*“

„*A*ls die Ärzte mir sagten, dass es lange dauern wird, bis ich wieder gehen kann, wenn es überhaupt möglich sein wird, war das für mich ein unglaublicher Schmerz. Dennoch konnte ich Gott für mein Leben danken. Eine meiner Lieblingsheiligen ist Mutter Teresa. Einige ihrer Worte haben mich so tief berührt, dass ich sie mir zum Motto genommen habe, wie z. B.: *„Sei treu in den kleinen Dingen, denn darin liegt deine Kraft.“* Das versuche ich von meinem Rollstuhl aus zu leben und so ein Beispiel für meine Schüler zu werden. Es ist nicht die körperliche Kraft, die zählt, sondern die Kraft des Herzens. Durch meine Leiden lernte ich, jeden Augenblick des Tages zu schätzen und in allem ein Geschenk zu sehen.

Ein anderes Wort der sel. Mutter Teresa, das ich mir zu eigen gemacht habe, ist: ‚*Wir können nicht alle große Dinge tun, aber kleine mit großer Liebe.*‘ Auch wenn ich könnte, ich möchte nichts in meinem Leben ändern, denn ich habe verstanden: nur durch Leiden können wir die Schönheit des Kreuzes entdecken. Man sieht das Leiden oft als etwas Negatives, aber du kannst keinen Regenbogen sehen ohne den Regen! Das Leben besteht nicht darin zu warten, bis der Regen vorüber ist, sondern darin, im Sturm und Regen zu tanzen! Ich möchte heute mit meinen vernarbten Beinen Gott preisen!“

P. Patrick: „*Wir danken dir, liebe Méabh, dass du dein Kreuz angenommen*

hast und dadurch schon für so viele Menschen zum Zeichen der Hoffnung geworden bist. Wer dich hört, wird von deiner Freude angesteckt, von deiner Reinheit angezogen und hat das Verlangen, Jesus inniger zu begegnen. Wenn du von Ihm sprichst, dann spürt man, dass du von jemandem sprichst, den du kennst. Das Kreuz ist für dich zum Geschenk geworden, aus dem andere Hoffnung und Kraft schöpfen. Du gibst uns ein Beispiel, was es heißt, im Leiden nicht auf dich zu schauen, sondern zu geben, was du geben kannst. Weil du dein Leiden als Geschenk annimmst, bist du zu einer faszinierenden Zeugin für den auferstandenen Herrn und für die Macht des Glaubens geworden.“

Die Heilquelle von Sarotschij Log

*V*or ein paar Jahren besuchten wir Missionare erstmals das sibirische Dorf Sarotschij Log, das 80 km östlich von Talmenka liegt und als orthodoxer Wallfahrtsort gilt. Sein Ursprung geht auf den 19. Januar 1921 zurück. Die Gläubigen feierten damals, wie jedes Jahr, gerade das Fest der Taufe Jesu, als kommunistische Revolutionäre gewaltsam in ihre Kirche eindringen, zwölf angesehene Männer, unter ihnen den Priester, aufriefen, hinaustreiben und sie um ihres Glaubens willen erschossen. Dann verscharrten sie die Leichname in einer nahen Talmulde.

Dorthin ging nun Mutter Proskovia Petrovna fast jeden Tag zum Beten, denn sie wollte ihrem ermordeten Sohn nahe sein. Während sie wieder einmal auf dem Feld bei ihm und den anderen Blutzengen betete, erblickte sie in einer Regenpfütze das Antlitz der „Gottesmutter

von Kasan“. Doch als sie sich anschickte, die Ikone aus dem Wasser zu nehmen, war diese verschwunden, und an ihrer Stelle sprudelte eine kräftige Quelle hervor.

Das Ereignis sprach sich rasch herum, und immer mehr Gläubige gingen zu den Märtyrern und zur Quelle, um dort zu beten und in ihren Anliegen Heilung zu erflehen. Schon 1921 wurde von einem achtjährigen gelähmten Jungen berichtet, den man zur Quelle trug und mit Wasser daraus übergoss. Noch am selben Tag konnte er auf eigenen Beinen heimgehen. 1924 begann man mit dem Bau einer Kapelle, die aber von den Behörden sofort zerstört wurde.

Dennoch kamen in den ersten vier Jahren Tausende Pilger wie zu einem „kleinen Sibirischen Lourdes“, was den Kommunisten ein großer Dorn im Auge war. Polizeichef Bondar Dibrovna schrieb im ausführlichen Polizeibe-

richt vom 2. Juli 1925: *„Ich wurde davon in Kenntnis gesetzt, dass im Dorf Sarotschij Log eine ‚Heilige Quelle‘ entsprungen sei, zu der eine gewaltige Zahl von Frömmern strömt, um Heilung von verschiedenen Gebrechen und Krankheiten zu erlangen. Vom 19. - 21. Juni 1925 trafen wir 2000 Leute an ... viele Ältere, aber auch Familien mit Kindern und Kranken auf Fuhrwerken, offenbar aus weit entfernten Dörfern, die auf ihrem Rückweg viele Flaschen, gefüllt mit Wasser aus der Heilquelle, bei sich hatten. Es wird von ... Heilungen an diesem Ort erzählt ... wo die erschossenen Banditen von den Gläubigen als ‚Heilige‘ besungen werden.“*

Im Laufe mehrerer schwerer Verfolgungswellen brachte man nach 1925 weit mehr als 2000 Christen nach Sarotschij Log, die dort furchtbar gequält wurden, ehe man sie wie die ersten Märtyrer dieses Ortes ermordete und auf den nahen Feldern und in den Senken vergrub.

Während des Zweiten Weltkrieges sahen einige junge Männer eines Nachts in einem dieser Gräben plötzlich eine Öllampe leuchten, wie sie in orthodoxen Kirchen verwendet werden. Sie wussten nichts von den Massengräbern verfolgter Christen an diesem Ort und meldeten das eigenartige Ereignis. Die Dorfverwaltung ließ

die Senke sofort von Traktoren planieren, doch eine Woche später zeigte sich dasselbe Phänomen erneut. Mutter Martha, die Oberin der heute dort ansässigen orthodoxen Klostergemeinschaft, erzählte, wie sie als zwölfjährige Pilgerin diese eingeebnete Senke mit eigenen Augen gesehen hatte.

Die Heilquelle, die vom Regime mehrmals vergeblich zugeschüttet worden war, versiegte nicht, und auch der Pilgerstrom riss nie ab. Wie in all den vergangenen Jahren, so geschehen bis zum heutigen Tag immer wieder auffallende Heilungen. Im Frühjahr 2005 wurde die 30-jährige krebserkrankte Natalia aus dem nahen Barnaul nach dem Empfang der Hl. Beichte und der Hl. Kommunion sowie dem Bad in der Quelle geheilt. Im Mai 2008 kam Tatjana. *„Ich bin am Ende, dem Tode nahe!“*, sagte sie ganz richtig, denn sie war tatsächlich ein körperliches und seelisches Wrack. Sie weinte, betete, flehte um Heilung und wusch sich voll Vertrauen an der Quelle. Und siehe da: schon nach einem Tag war sie ganz verändert, auch äußerlich. Als Tatjana im Juni wiederkam, umarmte sie Mutter Martha voll Lebensfreude und rief aus: *„Gott sei gedankt! Hier heilen der Hl. Geist und die Gottesmutter auf die Fürsprache all der Märtyrer dieses Ortes!“*